

Walkden, George: Syntactic Reconstruction and Proto-Germanic. Oxford Studies in Diachronic and Historical Linguistics 12. Oxford: Oxford University Press, 2014. xv, 277 Seiten. Gebunden, ISBN: 978-0-19-871229-9.

Bei der vorliegenden Monographie handelt es sich um die überarbeitete Version der 2012 an der University of Cambridge abgeschlossene Dissertation des Verfassers, die denselben Titel trägt. Während die Forschung innerhalb der diachronen Syntax in den letzten Jahrzehnten beachtliche Fortschritte gemacht hat und zu einem wachsenden Feld innerhalb der Sprachwissenschaft geworden ist, herrscht nach wie vor eine gewisse Unsicherheit wenn es um die syntaktische *Rekonstruktion* nicht bezeugter Sprachen geht.¹ Walkdens zentrales Argument ist, dass syntaktische Rekonstruktion in der Tat möglich und sinnvoll ist, und dass dafür zumindest bis zu einem gewissen Punkt dieselben Methoden angewendet werden können, die bei phonologischer Rekonstruktion zum Einsatz kommen. Er zeigt dies durch drei Fallstudien im Bereich der syntaktischen Rekonstruktion des Proto-West- und Proto-Nordwestgermanischen, nämlich V(erb)2 und V3 Wortstellung im Frühgermanischen in Kapitel 3, Interrogativsätze bzw. „W-Wörter“ („wh-words“) in Kapitel 4 (basierend auf Walkden 2013a, doch mit geänderter Analyse) und Nullargumente in Kapitel 5 (basierend auf Walkden 2013b).

Im ersten Kapitel, der Einleitung, legt Walkden zunächst das syntaktische Framework dar, das er verwendet, nämlich das Minimalist Program nach Chomsky 1995, 2000, 2001, etc., gefolgt von einer kurzen Übersicht über die älteren germanischen Sprachen bzw. die Textkorpora, auf die sich seine Rekonstruktion bezieht (primär Gotisch, Altnordisch, Altenglisch, Althochdeutsch und Altsächsisch). Das zweite Kapitel bespricht ausführlich die laut Autor zur syntaktischen Rekonstruktion notwendige Methodologie und ist m. E. das sowohl für SyntaktikerInnen wie auch für historische SprachwissenschaftlerInnen wichtigste Kapitel der Monographie. Es verdient daher eine etwas ausführlichere Besprechung. Walkden beginnt mit der Borer-Chomsky-Conjecture (BCC), die im Minimalismus synchrone syntaktische Variation auf Variation der Merkmale lexikalischer Einträge (konkret, funktionaler Häupter) reduziert: „All parameters of variation are attributable to the features of particular items (e.g., the functional heads) in the lexicon“, S. 19. Die BCC ist die logische Konsequenz der minimalistischen Annahme, dass „Syntax“, verstanden als die rekursiv kombinierende Komponente des menschlichen Gehirns, angeboren, also universal ist (*Universal Grammar*, UG). Diese rekursiv-kombinatorische Komponente wird „Merge“ genannt und wie folgt definiert: „Merge (...) takes two syntactic objects α and β and forms the new object $\gamma = \{\alpha, \beta\}$.“ (Chomsky 2001: 3). Das „Label“ bzw. die Kategorie von γ entspricht normalerweise der von α oder β , wobei dies natürlich von Sprache zur Sprache (sowie innerhalb einer Sprache) variieren kann. Diese Definition von „Syntax“ führt zwingenderweise zur zunächst paradoxen Schlussfolgerung, dass es syntaktischen Wandel gar nicht gibt: Merge ist universal und wohl seit der Ausbildung der menschlichen Sprachfähigkeit unverändert, und dennoch beobachten wir ständigen Wandel in der Phonologie, Morphologie und Syntax (im weiteren Sinne) von Sprachen. Dieses Problem wurde bereits u.a. von Hale 2007 angesprochen: „If the computational component of the syntactic module of human grammar is universal and invariant then it does not change. To the extent we consider the workings of this module to be what „syntax“ is, there is, then, no „syntactic change“ at all.“ (Hale 2007: 157). Die von Hale vorgeschlagene Lösung, synchrone und diachrone Variation auf lexikalische Merkmalsvariation bestimmter syntaktisch relevanter Kategorien zu reduzieren ist eine Variante der BCC und nimmt somit das Forschungsprogramm von Walkden vorweg, bzw. kann man Walkdens Fallstudien

¹ Was auch in der launigen Eigenwerbung des Verfassers für sein Buch durchscheint, <https://www.youtube.com/watch?v=CGhL9YD1g1k>.

als Implementierung dieses Forschungsprogramms ansehen. Im Gegensatz zum (dem minimalistischen Programm vorausgehenden) Prinzipien & Parameter Framework (*Principles & Parameters*, P&P) hat dieser Zugang den Vorteil, dass der Lokus synchroner sowie diachroner syntaktischer Variation, lexikalische Einträge und deren Merkmalsinhalte, empirisch relativ klar definiert werden kann, während der Status und die Definition von Parametern stets umstritten war und das von P&P vorausgesagte „Clustering“ von parametrisch bedingten syntaktischen Eigenschaften nie nachgewiesen werden konnte (für eine Zusammenfassung der Kritik an P&P siehe Walkden, S. 19–23 und Hale 2007: 161 ff.). Außerdem ergibt sich nun die Möglichkeit, syntaktische Kognaten genauer zu definieren (hierzu gleich).

Walkden bespricht zunächst weitere traditionelle Problembereiche der historischen Syntax, vor allem sogenannte freie Variation, die Interaktion von I-language und E-language (in etwa „Kompetenz“ vs. „Performanz“), Reanalyse, Direktionalität von syntaktischem Wandel sowie die Parallelen zwischen phonologischer und syntaktischer Rekonstruktion. Er vertritt die erfrischende und m.E. richtige Meinung dass völlig unkonditionierte („freie“ oder „optionale“) Variation in der Sprache nicht nur theoretisch problematisch ist, sondern auch empirisch in lebenden Sprachen nicht nachgewiesen werden kann und daher auch nicht als Erklärungsprinzip in Sprachwandelmodellen verwendet werden sollte (wie das etwa in den auf „grammar competition“ beruhenden Zugängen von z.B. Kroch 1994, Pintzuk 1999, 2003 und Yang 2002 der Fall ist). Vermeintliche Fälle von „freier“ Variation seien vielmehr durch subtile, oft semantisch-pragmatische Faktoren bedingt, die in historischen Sprachdokumenten nicht immer unmittelbar evident seien.² Das sei allerdings kein Grund auszuschließen, dass diese Faktoren nicht noch entdeckt werden können, wie der Autor besonders in Kapitel 3 überzeugend zeigt. Weiters folgt Walkden dem „I-language“ Zugang zu syntaktischem Wandel (vertreten etwa durch Lightfoot 2006, Hale 2007, Roberts 2007), gemäß dem Wandel als Unterschied(e) in den internen Grammatiken (*I-language*, „Kompetenz“) $G_1, G_2 \dots G_n$ verstanden wird, wobei G_2 basierend auf Input von G_1 erworben wurde (d.h. von G_1 „abstammt“). Damit wird syntaktischer Wandel (und Sprachwandel allgemein) auf den Erstspracherwerb beschränkt und tritt nur bei der Übertragung von Grammatiken *zwischen* Individuen ein, nie innerhalb der Grammatik eines einzelnen Individuums. Erst im Erwachsenenalter auftretende „Änderungen“ der Grammatik fallen demnach unter Diffusion bzw. Performanz („E-language“).³ Wie Walkden anmerkt, kann diese strikte Trennung in der Praxis kaum durchgeführt werden, da 1) Kinder Sprache bekanntlich basierend auf Input von mehr als einer Grammatik erwerben, was vom oben angeführten idealisierenden Erstspracherwerbsszenario nicht berücksichtigt wird und 2) die Texte, mit denen historische SprachwissenschaftlerInnen arbeiten, natürlich sowohl Kompetenz als auch Performanz von SprecherInnen reflektieren. Dennoch ist die Trennung zwischen I-language und E-language heuristisch gesehen durchaus sinnvoll und hat gerade im Bereich der diachronen Syntax die Forschung beflügelt, was ja auch in seinen Fallstudien evident ist; Walkden ist hier etwas zu defensiv.⁴

² Wohl nicht zufällig wird „freie“ Wortstellung bzw. Variation besonders häufig toten Sprachen wie dem Altenglischen, Altfranzösischen oder Altjiddischen diagnostiziert, wie Walkden auf S. 27, Fn. 9 feststellt, wobei die Rezensentin aus leidvoller Erfahrung noch Altgriechisch und Sanskrit hinzufügen kann. Dabei gibt es keinen Grund zu solchen Verzweiflungstaten, wie das hier besprochene Buch für das Frühgermanische sowie Hale (1987) für das Vedicische, Hale (im Erscheinen) für das Altgriechische und Danckaert 2017 für das Lateinische zeigen.

³ Vgl. die strikte Trennung von *change* und *diffusion* in Hale 2007.

⁴ Z.B. erwähnt er (S. 34f.), dass es anscheinend Fälle gibt, bei denen SprecherInnen ihre Grammatik im Laufe ihres Lebens „nicht-trivial“ (was nicht näher definiert wird) verändert haben. Zumindest bei einem der von ihm angeführten Beispiele, der Longitudinalstudie von Sankoff und Blondeau (2007) zur Veränderung der Aussprache von /r/ als apikal vs. dorsal im Französischen von Montreal, fragt man sich, inwiefern die Änderung der Artikulationsstelle, die meines Wissens keine Auswirkungen auf das Phonemsystem hat, „nicht-trivial“ ist. Außerdem liefert die Studie keine Argumente, dass es sich bei diesem „Wandel“ nicht um Diffusion oder Zweitspracherwerb (d.h. Erwerb einer etwas anderen Dialektgrammatik als L2) handelt. Dieses Problem wird auch von den AutorInnen der Studie gar nicht

In Abschnitt 2.3.2. wendet Walkden sich den Ursachen syntaktischen Wandels zu und argumentiert, dass kausale Erklärungen für Sprachwandel strikt von den Mechanismen des Sprachwandels getrennt werden müssen: während Ersteres nach wie vor umstritten ist, wurden bei der Erforschung von Letzterem beachtliche Fortschritte gemacht (“causal explanation is not a prerequisite for successful reconstruction”, S. 38). Konsequenterweise definiert er Reanalyse als *Mechanismus* syntaktischen Wandels statt als dessen *Ursache*. Reanalyse wird von ihm als “Misparsing” verstanden, d.h. ein/e erstspracherwerbende HörerIn analysiert eine syntaktische Einheit strukturell anders als der/die SprecherIn. Strukturelle Ambiguität bzw. konkurrierende strukturelle Analysen müssen dafür gar nicht angenommen werden wenn man “input-matching” (die offenkundig falsche Annahme, dass spracherwerbende Kinder als Ziel haben, den Input fehlerfrei nachzuahmen) ablehnt. Diesen Standpunkt wiederholt Walkden später (S. 44) in der Diskussion von Direktonalität im Sprachwandel. “Lokale Direktonalität” wie z.B. die häufig beobachtete Reanalyse von phrasalen Elementen (Spezifikatoren, z.B. in SpecNegP) als negative Häupter (Neg^0) im sogenannten Jespersen-Zyklus sei etwa durch die Annahme lokaler Ökonomieprinzipien wie etwa dem Head Preference Principle oder dem Late Merge Principle von Van Gelderen (u.a. van Gelderen 2011) erklär- und vorhersagbar. Der Verfasser erkennt allerdings an, dass der Status solcher Ökonomieprinzipien umstritten ist: wenn es sich um UG-Konstanten handelt, stünde man vor einem Regressproblem.⁵ Er schlägt daher vor, sie als *Mechanismus* statt als *Ursache* von syntaktischem Wandel zu verstehen, bzw. als „entirely a function of the distribution of different sets of PLD and how the learner/hearer responds to them“ (S. 43), wobei sich dann die Frage stellt, was an diesen Prinzipien noch „ökonomisch“ sein soll.

In Abschnitt 2.4. wendet der Autor sich schließlich dem Vergleich von phonologischer und syntaktischer Rekonstruktion zu. Ein zentrales Problem bei der Anwendung der vergleichenden Methode in der Syntax ist die Frage, was genau verglichen werden soll bzw. korrespondiert—das „correspondence problem“. Während in der phonologischen Rekonstruktion nicht nur die zu rekonstruierenden Laute sondern auch deren Kontext (d.h. die betreffenden lexikalischen Elemente, in denen diese Laute vorkommen) kognat sein müssen, um als korrespondierend zu gelten („double cognacy condition“), stellt sich bei der syntaktischen Rekonstruktion die Frage, was genau die zu rekonstruierende minimale Einheit ist. Laut Walkden ist dies eben nicht die Satzebene, sondern die (morpho)syntaktischen Merkmale bestimmter lexikalischer Elemente.⁶ Er argumentiert, dass phonologische und syntaktische Rekonstruktion in einem minimalistischen Zugang beinahe isomorph sind: während phonologische Rekonstruktion die phonologischen Merkmale bestimmter Laute in ihrem lexikalischen Kontext rekonstruiert, sollte sich die syntaktische Rekonstruktion den syntaktischen Merkmalen bestimmter lexikalischer Kategorien widmen. Die Parallelie endet allerdings bei der Bestimmung des Kontexts, da hier die double cognacy condition nicht angewendet werden kann: Laut Walkden können Sätze nicht kognat (im Sinne von „diachron identisch“) sein, d.h. die syntaktischen Merkmale bestimmter Kategorien, nicht aber deren syntaktischer Kontext können sich diachron entsprechen. Die pessimistischste Auslegung dieser Feststellung wäre dann, dass die Rekonstruktion der Satzebene gar nicht möglich bzw. nicht sinnvoll ist. Allerdings zeigt der Autor anhand eines Fallbeispiels, das syntaktische Kontexte sehr wohl korrespondieren können, wenn man nicht von strikter diachroner Identität ausgeht. Walkden verwendet das altnordische Medialsuffix *-sk* als Beispiel, das

angesprochen, da diese auch nicht konsequent zwischen „Wandel“ und „Diffusion“ unterscheiden. Dies soll nicht den Sinn solcher Studien (bzw. diachroner Soziolinguistik oder „E-language“ im Allgemeinen) in Frage stellen, sondern nur unterstreichen, wie wichtig die Unterscheidung zwischen I-language und E-language und deren Interaktion bei der Methodenwahl und Auswertung der Ergebnisse diachroner Untersuchungen ist.

⁵ D.h., die relevanten Ökonomieprinzipien hätten schon in der Grammatik der vorhergehenden Generation aktiv sein müssen; die „unökonomischere“ Struktur würde demnach nie entstehen können.

⁶ Z.B. Merkmale wie uninterpretierbare Kasusmerkmale (Nom., Akk.), illokutionäre Merkmale wie +wh (Interrogativa) oder Kongruenzmerkmale (Person, Numerus, Genus), etc. Kongruenzerkmale werden auch als “φ-Merkmale” bezeichnet. Alle diese Merkmale können (je nach Sprache) Konstituentenbewegung auslösen.

morphosyntaktisch mit dem gotischen „Reflexivpronomen“ *sik* bzw. dem althochdeutschen *sih* korrespondiert. Er argumentiert, dass die phonologische Korrespondenz zwischen diesen Morphemen sowie die korrespondierenden syntaktischen Kontexte, in denen sie sich finden (reflexiv, antikausativ, etc.) als Evidenz für syntaktische Korrespondenz herangezogen werden kann. Das Beispiel ist aber insofern problematisch, als die funktionalen Häupter, deren Merkmale rekonstruiert werden sollen, ja sehr häufig Nullmorpheme sind (worauf Walkden auch explizit hinweist) und es somit keine phonologische Evidenz gibt. Außerdem ist nicht klar, wie Walkden den Merkmalsinhalt der Medialendung bzw. der korrespondierenden Reflexivpronomina unabhängig vom syntaktischen Kontext, d.h. nicht zirkulär bestimmt. Da phonologische Korrespondenz kein zwingendes Kriterium ist, sollte man dann konsequenterweise auch die romanischen SE-Reflexiva (Ital. *si*, Frz. *se*, Span. *se*, etc.) als syntaktisch kognat mit den lateinischen „Passivendungen“ bzw. „*r*-Endungen“, die auch in nicht-passiven, z.B. reflexiven syntaktischen Kontexten vorkommen, behandeln, da diese die „*r*-Endungen“ teilweise in ihren unterschiedlichen Funktionen ersetzt haben (vgl. Miller 2010: 174ff.), d.h. die Übereinstimmung von Kontext und Funktion ist gegeben. Da die genetische Verwandtschaft unabhängig davon erwiesen ist, könnte man also versuchen, den Merkmalsinhalt des funktionalen Haupts, das im Lateinischen bzw. den romanischen Sprachen die Diathese bestimmt („Voice“ o.ä.) diachron zu rekonstruieren, obwohl die Morpheme, die diese ausdrücken, selbst nicht kognat sind. Walkden geht auf diese Probleme in den folgenden Kapiteln nicht ein, da sie auch für seine Fallstudien nicht relevant sind. Das Fallbeispiel in Kapitel 2 ist also nicht unbedingt gut ausgewählt.

Kapitel 3 bespricht die Rekonstruktion frühgermanischer Hauptsätze, insbesondere die Position des finiten Verbs im Hauptsatz. Walkden bespricht in Abschnitt 3.2.3. zunächst sehr ausführlich die bisherige Literatur zu V2 (eine Konstituente vor dem Verb) und V3 (zwei Konstituenten vor dem Verb) im Altenglischen, Altsächsischen, Althochdeutschen und Altnordischen. Seine Analyse von V2 folgt der von Mohr (2009), die wiederum auf der klassischen V-zu-C Analyse beruht, laut welcher finite Verben im Hauptsatz zum Haupt C („complementizer“) bewegt werden. Da diese Position im Nebensatz von Komplementierern besetzt wird, findet im Nebensatz nur V-zu-T-Bewegung statt, wobei davon ausgegangen wird, dass die CP bzw. die „linke Peripherie“ hauptinitial ist, während VP und TP hauptfinal sind.⁷ Die von Walkden/Mohr vertretene Variante dieser Analyse geht von einer „split CP“ aus, d.h., von mehreren funktionalen Häuptern in der linken Peripherie (= links von TP), die unterschiedliche informationstrukturell relevante Merkmale besitzen. Im Altsächsischen, das anscheinend keine produktiven V3 Strukturen hat, zieht die unterste dieser Kategorien, Fin⁰ (Finitheit), das finite Verb an und hat zusätzlich ein „Edge Feature“ [EF̄], das dafür sorgt dass genau eine Phrase in den Spezifikator von FinP (SpecFinP) bewegt wird; im Normalfall resultiert daraus die „neutrale“ Subj-V2(...)–Wortstellung im Hauptsatz (S. 85):

- 1) [FinP *Godes Engilos*_i *antfengun*_j Fin⁰ [TP *t_i* *t_j* *is ferh*]] „Gottes Engel empfingen seinen Geist“ (*Heliand* 3350-1)

Allerdings kann auch ein höheres Foc⁰ (Fokus) Haupt mit einem Edge Feature vorhanden sein, das dann eine fokussierte (informationsstrukturell nicht-neutrale) Phrase in den Spezifikator zieht. Da das finite Verb in Fin⁰ als „intervener“ agiert, kann nur eine Konstituente nach SpecFocP bewegt werden, und zwar diejenige, die zuvor (wie in Bsp. (1)) nach SpecFinP bewegt wurde. Das erklärt laut Walkden, warum auch

⁷ TP (Tense Phrase) wird in der minimalistischen Literatur an Stelle von IP (Inflectional Phrase) verwendet. Walkden verwirft richtigerweise die Hypothese von Pintzuk (1999, 2003), laut der zumindest das Altenglische sowohl hauptinitiale als auch hauptfinale IPs hatte, die in freier Variation auftraten, da dies nicht erklärt, warum die hauptfinale IP wesentlich öfter in Nebensätzen als in Hauptsätzen auftritt.

in Sätzen mit kontrastiven Fokus nur eine Konstituente vor dem finiten Verb stehen kann, z.B. in OVS-Sätzen mit einem fokussierten Objekt (S. 86):

- 2) [FocP *Mattheus*_j ØFoc0 [FinP t_i *juuas*_{Fino} [TP *he* t_i t_j *hētan*]]] “MATTHEUS wurde er geheißen” (*Heliand* 1192)

Die lineare Wortstellung ist dabei dieselbe wie bei einem neutralen Subjekt (d.h. V2 nach genau einer Konstituente, vgl. Bsp. (1)), doch die zugrundeliegende Struktur ist verschieden. Allerdings ist mir nicht klar, wie Walkden ausschließt, dass nicht auch in Strukturen wie (2) das Subjekt zuerst nach SpecFinP bewegt wird, da dieses ja näher zum Edge Feature auf Fin⁰ ist als das fokussierte Objekt und Fin⁰ im Gegensatz zum höheren Haupt Foc⁰ auch kein (un)interpretierbares Fokusmerkmal hat, dass das fokussierte Objekt anziehen könnte. Hier gibt es meiner Ansicht nach also ein „lookahead“-Problem.⁸ Außerdem ist es überraschend, dass das interpretierbare Fokusmerkmal in Bsp. (2) (Walkdens Bsp. (40) auf S. 86) auf dem Haupt (d.h. Foc⁰) sitzt, statt da, wo es interpretiert wird, d.h. auf der DP *Mattheus* in Bsp. (2). Es ist anzunehmen, dass dies so ist, weil es gar nicht das Fokusmerkmal ist, das laut Walkden das Objekt in (2) anzieht, sondern das Edge Feature [uφ̂] auf Foc⁰. Das ändert allerdings nichts am lookahead-Problem; außerdem wäre dann scheinbare Fokusbewegung im Altsächsischen gar nicht durch das Fokusmerkmal bedingt, sondern durch φ-Merkmale (Person, Numerus), was nicht gerade intuitiv ist und andere Kategorien die keine φ-Merkmale haben (Präpositionalphrasen und Adverbien) von Fokusbewegung ausschließt, was empirisch falsch zu sein scheint. Die Analyse des Altsächsischen ist also eher mit Vorsicht zu genießen.

Das Altenglische und Althochdeutsche haben hingegen sowohl V2- als auch V3-Wortstellung im Hauptsatz. Walkden argumentiert, dass die sehr häufige V3-Ordnung XP-SubjPron-V_{fin} durch Bewegung des pronominalen Subjekts zur Projektion FamP („familiar topics“) erklärt werden kann, deren Haupt Fam⁰ ein uninterpretierbares Edge Feature [uFam[^]] hat, das ein interpretierbares „familiar topic“ anzieht. Da Pronomina prototypische „familiar topics“ sind, erklärt dies, warum diese Wortstellung so häufig vorkommt, schließt aber nicht aus, dass auch andere diskursgegebene Themata in dieser Position vorkommen, was auch der Fall ist. Das finite Verb wird wie im Altsächsischen nach Fin⁰ bewegt, und die satzinitiale Phrase wird durch ein uninterpretierbares Edge Feature [uShift[^]] in die ShiftP bewegt (diese Projektion beherbergt „shifting topics“, also Themata deren Bezogenheit/„aboutness“ sich verändert bzw. neu im Satz ist, vgl. Frascarelli und Hinterhölzl 2007), wie im folgenden altenglischen Beispiel (= Bsp. (41), S. 87):

- 3) [ShiftP *hira untrymnesse*_i Ø_{Shift0} [FamP *hej* Ø_{Fam0} [FinP *sceal*_{kFin0} [TP *t_i t_j t_k ðrowian*]]]]
 Ihre Schwäche er soll büßen
 „Ihre Schwäche (= „shifted topic“) soll er („familiar topic“) büßen.“

Diese Analyse hat den Vorteil, dass hier die Konstituentenbewegungen durch die verschiedenen Informationsstrukturmerkmale der funktionalen Kategorien der linken Peripherie erklärt werden, die wiederum unabhängig davon in anderen Sprachen motiviert worden sind (Rizzi 1997, Frascarelli und Hinterhözl 2007, Cinque und Rizzi 2010) und nun sowohl V2 als auch V3 erklärt werden können. Andererseits ist die Analyse insofern restriktiv, als nicht einfach jede beliebige Konstituente in die erste oder zweite Position bewegt werden kann, also z.B. die Wortstellung *[Familiar Topic]₁ [Shifted Topic]₂ Verb₃ wird ausgeschlossen, was eine testbare Vorhersage ist. Walkden deutet an, dass diese uninterpretierbaren Informationsstrukturmerkmale in der „aktiven“ linken Peripherie möglicherweise „diskurskonfigurationelle Sprachen“ wie Altenglisch oder Altgriechisch von Sprachen wie Englisch

⁸ D.h. Konstituentenbewegung findet scheinbar statt, um ein Merkmal zu valuieren, dass zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht in der Derivation aktiv ist.

unterscheiden, in denen es kaum oder keine informationsstrukturbedingte Bewegung in die linke Peripherie gibt.

Die Frage ist allerdings, welche Konsequenzen diese Analyse für die syntaktische Rekonstruktion hat, was Walkden in Abschnitt 3.2.4. bespricht. Er vertritt die Auffassung, dass für das Proto-Nordwestgermanische die funktionalen Häupter Shift⁰, Foc⁰ und Fam⁰ mit uninterpretierbaren Merkmalen rekonstruiert werden sollten (sowie die höhere Projektion Force⁰, die das Ziel für Verbbewegung in V1 Sätzen sein könnte) und somit die V2/V3-Stellungen im Hauptsatz bzw. die aktive linke Peripherie im Althochdeutschen und Altenglischen die ursprüngliche Situation bewahrten, während Altsächsisch und Altnordisch sich zu strikten V2-Sprachen entwickelt haben, in den in der linken Peripherie nicht länger informationsstrukturrelevante Merkmale Bewegung auslösen, sondern das vorhin schon erwähnte Edge Feature [uφ̂]. Es fand also ein Wandel statt, im Zuge dessen die informationsstrukturbedingte V2-Wortstellung mit Topik-/Fokusbewegung als φ-bedingt reanalysiert und somit obligatorisch wurde (im Altsächsischen, Altnordischen und später auch im Althochdeutschen, was zur generalisierten V2-Stellung im neuhighdeutschen Hauptsatz führte). Die Bewegung des finiten Verbs zu Fin⁰ rekonstruiert Walkden ebenfalls für das Proto-Nordwestgermanische und argumentiert, dass es auch im Gotischen Evidenz dafür gibt, allerdings auch einige Gegenbeispiele (verbfinale Hauptsätze), sodass die Rekonstruktion der linken Peripherie des Proto-Germanischen wohl noch etwas warten muss.

Besonders interessant ist auch die Diskussion von verbfinalen und „verb-late“ Hauptsätzen in Abschnitt 3.4., in denen das finite Verb nach drei oder mehr Konstituenten steht. Diese stellen Ausnahmen zur Generalisierung dar, dass finite Verben im Hauptsatz nach Fin⁰ bewegt werden. In allen von Walkdens Korpora handelt es sich um einen relativ kleinen Prozentsatz, doch es gelingt dem Autor, eine plausible Hypothese aufzustellen und zu testen: V2-Sätze bzw. V-zu-Fin⁰-Sätze sind Aussagen (assertive Sprechakte), während bei nicht-assertiven Sätzen (z.B. Präsuppositionen) keine Verbbewegung stattfindet.⁹ Er zeigt dann, dass die altenglischen sprecherorientierten Adverbien *sōstice/soðlice* ‚wahrlich, tatsächlich‘ und *witodlice* ‚sicherlich, gewiss‘ überdurchschnittlich oft in verb-late- als in V2-Hauptsätzen vorkommen. Da diese Adverbien die Proposition des Hauptsatzes präsupponieren, können sie zur Diagnose nicht-assertiver Hauptsätze verwendet werden, d.h., eine Korrelation zwischen nicht-assertiver Kraft und verb-late im Hauptsatz kann zumindest für das Altenglische gezeigt werden. Obwohl diese Analyse noch verfeinert werden muss (z.B. ist nicht klar ob sie auch im Altsächsischen und Althochdeutschen hält), ist die kurze Diskussion der verb-late Hauptsätze ein Paradebeispiel dafür, wie bei der syntaktischen Rekonstruktion mit Ausnahmen bzw. scheinbarer „freier Variation“ umgegangen werden sollte: sogar in einem begrenzten Korpus ist es (mithilfe der Erkenntnisse der Synaxtheorie) möglich, Generalisierungen und überprüfbare Vorhersagen in Bezug auf diese zu machen.

In Kapitel 4 bespricht Walkden zwei problematische frühgermanische W-Elemente („wh-words“), nämlich die Reflexe und syntaktische Rekonstruktion von *h^wat und *h^waferaz/*h^weferaz. Ersteres in allen älteren germanischen Sprachen als Nom.-Akk. Neutrum des Interrogativpronomens bezeugt, d.h. in seiner Funktion als verbales Argument. Allerdings finden sich im Altenglischen und Altsächsischen auch Belege von *hwæt* bzw. *huat*, die nicht zu dieser Funktion passen, sondern in der Literatur bis jetzt als adverbieller oder interjektiver Gebrauch analysiert wurden, wie z.B. zu Beginn des *Beowulf*: *Hwæt we Gardena in geardagum peodcyninga prym gefrunon*, was laut Walkden als „How much we have heard of the might of the nation-kings of the Spear-Danes“ zu übersetzen ist (S. 140). D.h. *hwæt* hat in diesen Kontexten die Funktion eines „W-Exklamativs“ (vgl. Dt. *Was* du dich verändert hast!), was Walkden als

⁹ Vgl. im Deutschen die Möglichkeit von V2 in assertiven Nebensätzen wie z.B. *Die Liviai hat gesagt [sie hat die Schildkröte gefüttert]*, was in Nebensätzen, die eine Präsupposition ausdrücken ungrammatisch ist: **Die Liviai hat bedauert [sie hat die Schildkröte gefüttert]*.

Unterspezifikation erklärt bzw. als Verlust des Merkmals [+thing], das den Status als Argument voraussetzt. Diese Analyse erklärt, warum sich in Sätzen mit exklamativem *hwæt* wesentlich seltener V2 findet als in Hauptsätzen (Exklamativsätze sind nicht-assertiv, daher findet V-zu-Fin⁰ nicht statt, wie in Kapitel 3 argumentiert wurde) und macht die Vorhersage, dass exklamative *hwæt*-Sätze ein gradierbares Prädikat enthalten müssen, was zumindest im Großteil der Beispiele klar der Fall ist. Was **h^waberaz/*h^weberaz* betrifft, schlägt Walkden in Abschnitt 4.4. vor, dieses Lexikonelement mit der Bedeutung „which-of-two“ zu rekonstruieren (diese findet sich z.B. in dessen gotischen Fortsetzer *hafar*, in Altengl. *hwæber* und in Althochdt. *hwedar*), aus der sich dann die Funktion einer indirekten Fragepartikel entwickelt hat (was angesichts der kognaten Formen Skt. *katará-* ‚welcher von beiden‘, Griech. πότερος, Lit. *katras*, etc. nicht sehr überraschend ist).

Kapitel 5 behandelt die „pro-drop“ Eigenschaften der älteren germanischen Sprachen, d.h. ob und unter welchen Umständen pronominale Nullargumente (bes. Nullsubjekte) lizenziert werden. Hier ist besonders der empirische Teil (Abschnitt 5.2.) von Interesse, da Walkden für einige Sprachen neue quantitative Daten zu (referentiellen) Nullsubjekten im Haupt- vs. Nebensatz liefert und auch die Effekte von Person und Numerus einbezieht. Während die gotische Wulfila-Bibel Nullsubjekte für alle Personen und Numeri sowohl in Haupt- als auch Nebensatz (und auch Nullobjecte) erlaubt,¹⁰ sind die nordwestgermanischen Sprachen wesentlich eingeschränkter. Im Altländischen, Altenglischen,¹¹ Althochdeutschen und Altsächsischen sind Nullsubjekte nicht obligatorisch und wesentlich seltener als overte, nichtempathische Subjektspronomina; finden sich allerdings statistisch signifikant häufiger im Hauptsatz als im Nebensatz und fast ausschließlich in der dritten Person. Nullobjecte sind ebenfalls in allen Sprachen möglich. In der Analyse dieser Daten (Abschnitt 5.3), die mehr oder weniger ident mit der von Walkden 2013b ist, weist der Autor darauf hin, dass Taraldsens Generalisierung („rich agreement“ lizenziert pro-drop) keine ausreichende Erklärung für diese Tatsachen bietet, da dadurch die Person- und Satzartasymmetrien sowie die Möglichkeit von Nullobjecten nicht erklärt werden können. Er schlägt vor, die frühgermanischen Sprachen als partielle Nullargumentsprachen zu analysieren (im Gegensatz zu „full null subject languages“ wie Italienisch oder „radical null argument languages“ wie Japanisch, Koranisch oder Thai). Dazu modifiziert er die Analyse von Holmberg (2010), laut dem referentielle Nullsubjekte ein uninterpretierbares Merkmal [uD] (D = „determiner“) haben, das durch Kongruenz mit einem interpretierbaren Merkmal valuiert werden muss. Walkden nimmt an, dass dies durch einen koverten Aboutness topic Operator in ShiftP geschieht, was erklären würde, warum pronominale Nullargumente (außerhalb des Gotischen) so selten in der 1. und 2. Person vorkommen, da diese nicht leicht als aboutness topics verwendet werden können. In „partial null subject languages“, in denen auch Pronomina der 1. und 2. Person Nullargumente sein können (z.B. im Finnischen und eben im Gotischen), gibt es außerdem noch einen logophorischen Operator für SprecherIn/AdressatIn, der deren [uD] Merkmal valuiert kann. Obwohl diese Analyse die Person- und Satzartasymmetrie erklärt (untergeordnete Sätze haben keine bzw. eine reduzierte linke Peripherie, daher keine ShiftP), gibt es einige Unstimmigkeiten. Walkden geht nicht auf die Numerusasymmetrie ein, die er für das Altenglische (3sg. öfter null als 3pl.) und zu einem geringeren Grad für das Altsächsische (3pl. öfter null als 3sg.) gefunden hat. Außerdem ist die Valuierung des [uD] Merkmals in seiner Analyse ein Nebenprodukt der Kongruenz zwischen einem uninterpretierbaren Merkmals [uAn] (Anapher) mit dem interpretierbaren [iAn] Merkmal des Nullarguments, und zwar, weil

¹⁰ Walkden argumentiert, dass dies nicht notwendigerweise nur die griechische Vorlage reflektiert: Nullsubjekte müssen eine „native possibility“ in Wulfils Grammatik gewesen sein, da man sonst annehmen müsste, dass alle gotischen Sätze mit Nullsubjekt für ihn ungrammatisch waren. Außerdem weicht der gotische Text auch in anderen Punkten vom griechischen Original ab, wenn die Grammatik des Gotischen dies verlangte.

¹¹ Ob Altenglisch eine Nullsubjektsprache war ist kontroversiell; Walkden differenziert hier zwischen englischen und westsächsischen Texten und argumentiert, dass nur die englischen Dialekte Nullsubjekte erlaubten.

in der klassischen minimalistischen Kongruenztheorie die uninterpretierbaren Merkmale strukturell die interpretierbaren Merkmale dominieren müssen, um mit ihnen kongruieren zu können. Da das [uD] Merkmal des Nullarguments aber in seiner Analyse unter dem [iD] Merkmal des Shift-Operators ist, ist Walkden gezwungen, ein zweites, davon unabhängiges Kongruenzverhältnis zwischen diesen beiden Kategorien zu postulieren, das dann auch unabhängig davon motiviert werden müsste. Dieser Trick ist zwar nicht auf Walkdens Mist gewachsen (Kasusvaluation als „by-product“ von φ -Valuation geht z.B. auf Chomsky 2001 zurück), aber dennoch nicht unbedingt die eleganteste Lösung, besonders da die Kongruenz zwischen Nullargument mit [uD] Merkmal und ShiftP ja dazu verwendet wurde, die Numerus- und Satzartasymmetrie zu erklären, also ein zentraler Teil der Argumentation ist.¹²

Das Urgermanische rekonstruiert Walkden als Nullsubjektsprache (Abschnitt 5.4.3.) und verweist darauf, dass partielle Nullargumentsprachen sich normalerweise aus „full null subject“ Sprachen entwickeln, es also wahrscheinlicher ist, dass Gotisch in dieser Hinsicht die ältere Situation bewahrt. Wie in der Conclusio von Kapitel 4 kommt man nicht umhin, sich zu denken, dass der Vergleich mit anderen älteren indogermanischen Sprachen diese Schlussfolgerung vorweggenommen hätte.

Kapitel 6 enthält eine nützliche (kurze) Zusammenfassung und endet mit dem Appell, die vorgeschlagenen Methoden und Analysen anzuwenden und zu verbessern, „rather than rejecting the enterprise out of hand.“ (S. 233). Angesichts der großteils überzeugenden und durchaus spannenden Argumentation sollte das nicht allzu schwer fallen.

Trotz kleinerer Kritikpunkte ist also Walkdens Vorhaben—zu zeigen, dass syntaktische Rekonstruktion sinnvoll und möglich ist, und dass der „I-language“ Zugang, zusammen mit den erprobten philologischen Methoden, neue Erkenntnisse und Generalisierungen ermöglicht—insgesamt als geglückt zu beurteilen. Die Wahl des minimalistischen Frameworks bzw. der Borer-Chomsky-Conjecture als Ausgangspunkt wird gut motiviert und vermeidet gewisse traditionelle Probleme der syntaktischen Rekonstruktion, allen voran das „Correspondence Problem“. Wer mit Minimalismus bzw. generativer Grammatik nichts am Hut hat, wird dennoch von den methodologischen Überlegungen in Kapitel 2 und den neuen empirischen Resultaten (bes. in Kapitel 3 & 5) profitieren. Einzelheiten der Analysen in Kapiteln 3 & 5 überzeugen nicht ganz, doch die Generalisierungen in Bezug auf V2/V3 vs. „verb-late“ in Kapitel 3 und 4 und die Diskussion der linken Peripherie bzw. ihrer Eigenschaften in diskurskonfigurationellen Sprachen sind wichtige (und hoffentlich bleibende) Beiträge zum Verständnis frühgermanischer Syntax, von denen einiges auch für andere altindogermanische Sprachen relevant ist, vor allem jene, die anscheinend ebenfalls eine aktive linke Peripherie haben (Sanskrit, Altgriechisch) bzw. diskurskonfigurationell sind.¹³ Auch Walkdens Umgang mit quantitativen Daten („Ausnahmen“ sind nicht notwendigerweise innergrammatische freie Variation

¹² Außerdem wird die Analyse von van Gelderen (2013) nicht angesprochen, obwohl der Aufsatz in der Bibliographie zitiert wird. Van Gelderen analysiert nämlich das Altenglische als Nullsubjektsprache wie das Italienische, und argumentiert, dass die Verbalendungen des Altenglischen interpretierbar waren und daher pro-drop lizenzierten konnten. Walkden argumentiert zwar in Abschnitt 5.3.1., dass im Allgemeinen Kongruenz mit Verbalendungen allein die pro-drop-Daten der frühgermanischen Sprachen nicht erklären könne, geht aber nicht auf van Gelderens Analyse ein, was umso überraschender ist, als sie ebenfalls argumentiert, dass Nullsubjekte durch „shifted topics“ in der linken Peripherie lizenziert werden (zumindest sobald Lizensierung durch Verbalendungen allein nicht mehr möglich ist). Das ist möglicherweise dadurch zu erklären, dass dieser Teil des Buchs ohne große Veränderungen aus Walkden (2013b) übernommen worden ist, doch hätte man sich erwartet, dass zumindest dieser höchst relevante Aufsatz eingearbeitet würde.

¹³ Es sollte auch betont werden, dass Walkdens Ergebnisse großteils den auf Basis „traditioneller“ vergleichender Methoden gewonnenen Ansichten in Bezug auf die Syntax des Frühgermanischen entsprechen (z.B. was V2 in Interrogativsätze bzw. Nullpronomina angeht). Das Ziel seines Zugangs ist auch nicht, diese zu ersetzen, sondern die Ergebnisse auf Basis der Syntaxtheorie besser zu motivieren, Ausnahmen zu erklären und Generalisierungen zu verfeinern.

oder gar Fehler, sondern könnten von bisher nicht bekannten Faktoren abhängen, die es zu untersuchen gilt) und Sprachkontakt als Ursache von Wandel (um die Diffusion von bestimmten syntaktischen Eigenschaften zu erklären) ist vorbildlich. Wenn die in diesem Buch ausgearbeiteten Methoden zum Standard in der syntaktischen Rekonstruktion würden, wäre es durchaus kein Schaden für das Feld.

Bibliographie

- Chomsky, Noam. 1995. *The minimalist program*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Chomsky, Noam. 2000. Minimalist inquiries: the framework, in R. Martin et al. (Hrsg.), *Step by step: essays on minimalist syntax in honor of Howard Lasnik*, 89–156. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Chomsky, Noam. 2001. Derivation by phase, in M. Kenstowicz (Hrsg.), *Ken Hale: a life in language*, 1–53. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Cinque, Guglielmo und Luigi Rizzi. 2010. The cartography of syntactic structures, in: B. Heine und H. Narrog (Hrsg.), *The Oxford handbook of linguistic analysis*. Oxford: Oxford University Press.
- Danckaert, Lieven. 2017. *The development of Latin clause structure: a study of the extended verb phrase*. Oxford University Press.
- Frascarelli, Mara und Roland Hinterhölzl. 2007. Types of topics in German and Italian, in K. Schwabe und S. Winkler (Hrsg.), *On information structure, meaning and form: generalizations across languages*, 87–116. Amsterdam: John Benjamins.
- Gelderken, Elly van. 2011. *The linguistic cycle: language change and the language faculty*. Oxford: Oxford University Press.
- Gelderken, Elly van. 2013. Null subjects in Old English. *Linguistic Inquiry* 44:2, 271–85.
- Hale, Mark. 1987. Studies in the comparative syntax of the oldest Indo-Iranian languages. Unveröffentlichte Dissertation, Harvard University.
- Hale, Mark. 2007. *Historical linguistics: theory and method*. Oxford: Blackwell.
- Hale, Mark. Im Erscheinen. Syntax, Scope, and Prosody: Ancient Greek as a Human Language. Ms., Concordia University.
- Holmberg, Anders. 2010. Null subject parameters, in: T. Biberauer, A. Holmberg, I. Roberts und M. Sheehan (Hrsg.), *Parametric variation: null subjects in Minimalist theory*, 88–124. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kroch, Anthony. 1994. Morphosyntactic variation, in: K. Beals et al. (Hrsg.), *CLS 30: Papers from the 30th regional meeting of the Chicago Linguistics Society, vol. II: Parasession on variation in linguistic theory*, 180–201. Chicago: Department of Linguistics, University of Chicago.
- Lightfoot, David. 2006. *How new languages emerge*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Miller, D. Gary. 2010. *Language change and linguistic theory, vol. II: Morphological, syntactic, and typological change*. Oxford University Press.
- Mohr, Sabine. 2009. V2 as a single-edge phenomenon, in: K. Grohmann und P. Panagiotidis (Hrsg.), *Selected papers from the 2006 Cyprus Syntaxfest*, 141–58. Newcastle-upon-Tyne: Cambridge Scholars Publishing.
- Pintzuk, Susan. 1999. *Phrase structures in competition: variation and change in Old English word order*. New York: Garland.
- Pintzuk, Susan. 2003. Variationist approaches to syntactic change, in: B. Joseph und R. Janda (Hrsg.), *The handbook of historical linguistics*, 509–528. Oxford: Blackwell.
- Rizzi, Luigi. 1997. The fine structure of the left periphery, in: L. Haegeman (Hrsg.), *Elements of grammar*, 281–337. Dordrecht: Kluwer.
- Roberts, Ian. 2007. *Diachronic syntax*. Oxford: Oxford University Press.
- Sankoff, Gillian und Hélène Blondeau. 2007. Language Change across the Lifespan: /r/ in Montreal French. *Language* 83/3: 560–88.

- Walkden, George. 2013a. The status of *hwæt* in Old English. *English Language and Linguistics* 17: 465–88.
- Walkden, George. 2013b. Null subjects in Old English. *Language Variation and Change* 25: 155–78.
- Yang, Charles. 2002. *Knowledge and learning in natural language*. Oxford: Oxford University Press.

Laura Grestenberger
Institut für Sprachwissenschaft, Universität Wien
Sensengasse 3a,
A-1090 Wien
Laura.Grestenberger@univie.ac.at